

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuykill Counties allgemeiner Anzeiger.

„Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln.“

Reading, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold W. u. E., in der Süd 6ten Straße, zwischen der Franklin- und Chesnut-Straße.

Jahrg. 10, ganze Num. 472.

Dienstag den 19. September, 1848.

Laufende Nummer 4.

Bedingungen: — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superial-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist Ein Dollar des Jahres, welcher in halbjährlicher Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, dem werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. — Briefe und dergl. müssen postfrei eingeschickt werden.

Der Sohn der Nacht.

Eine milde Sternennacht hatte sich über das geräuschvolle Paris ausgebreitet. Die ungeheure Weltstadt hat aber auch ihre stillen, friedlichen Plätze, die bei Nacht noch friedlicher werden, wo man den Schritt des einsamen Wanderers vernimmt, wo kein Wagenrauschen den Schlummer tört und die Lichter früh gelöscht werden. Die Champs-Élysées haben stille grünen Winkel, wo anmuthige Häuschen stehen, zu deren schattigen Obdach kein Laut dringt.

Wir stehen jetzt vor einem solchen; ein herrliches Haus aus rothen Backsteinen, mit weißen Verzierungen, halb im holländischen Geschmack und die Wohlhabenheit der Bewohner verkündend, liegt vor uns, umgeben von einem schönen Rasenplatz, mit Blumen umhegt. Die Fenster des Unterstocks sind geöffnet, und wir blicken in ein Zimmer, welches von einem Halbdunkel beherrscht wird, das der grüne Schein einer Lampe verbreitet. Ruhe und Stille rings umher. Eine junge Frau sucht in einer geöffneten Schublade Häubchen und Vinnenzug von feinem Battist, mit Spitzen verbrämt, zur Nachtkleidung eines Kindes. Ihre Haltung war anmuthig und ziellich, und im Hin- und Hergehen entfalteten sich unwillkürlich die Reize eines schönen Wuchses. Jetzt nahm sie ein kleines Mädchen in Ihre Arme, ein Miniaturbildchen, das kaum ein Jahr haben mochte, und das so leicht war, um ihren graziösen Bewegungen nicht im mindesten Zwang aufzulegen. Die schöne Mutter schien sich damit schmücken zu wollen, und trug das Kind als eine zarte Blume an ihrem Busen.

Sie setzte sich, das Kind auf dem Schooße, und entkleidete es, um es in's Bett zu legen; allein das Kleine machte noch einige Umstände, wie solche junge Geschöpfe immer thun, die erst seit Kurzem sich des Tageslichts erfreuen, und daher gar nicht Lust haben, wieder zum Schlummer zurückzukehren. So auch hier. Sobald die Mutter dem lieblichsten Wesen das Nachthäubchen aufgesetzt hatte, so riß es dasselbe mit beiden Händen herunter und warf es in die Luft um es mit seinen Füßchen wieder aufzufangen, von einem Lächeln begleitet, das keine Feder zu beschreiben im Stande wäre. So müssen man sich's; wer aber hat es gesehen? Umsonst war die Mutter bemüht, mit der Kleinen zu Ende zu kommen, und selbst da vermochte sie's nicht, als sich ein kleiner Schleier von Ernst über die Glück verkündende Heiterkeit fenkte, die in allen Zügen ihres schönen Gesichtes spielte.

Dies war der Moment, als sie im Vorzimmer ein leises Schreien auf dem knisternden Parket vernahm. Ueberrascht wandte sie den Kopf.

„Bist Du's, Caroline?“ fragte sie, weil sie glaubte, ihr Kammermädchen, das einen späten Ausgang hatte, sei zurückgekehrt.

Keine Antwort.

Jetzt fiel es der jungen Frau ein, daß sie allein war; es wurde ihr mit einem Mal so unheimlich im Zimmer, und sie fühlte ein ängstliches Pressen auf der Brust.

„Aber so antworte doch, Caroline,“ sagte sie wieder mit einer zitternden Ungeduld. „Warum bleibst Du so lange aus?“

Dasselbe Stillschweigen; sie fühlte sich überrieselt; ihr Athem stockte und Schweiß trat auf ihre Stirn. So saß sie noch einen Augenblick, das Auge auf die Thür gerichtet; sie wollte um Hilfe rufen, aber ihre Stimme war erstickt, und ihr Körper keiner Bewegung mächtig. Ein verlarvter Mann trat ein.

Da drückte sie ihr Kind an die Brust, allein nicht möglich war es ihr zu fliehen; sie konnte nur den Schrecklichen anstauen, erstarrt und lautlos.

Der Mensch war ganz gewöhnlich gekleidet; ein Ueberrock bis an den Hals zu-

geknöpft, dazu ein runder Hut; seine ganze Gestalt zeigte durchaus nichts Fremdartiges, als die Larve, unter welcher er sein Gesicht verbarg.

„In jenem Schreibtische,“ sprach er mit dumpfer Stimme, „liegen hunderttausend Franken in Bankbillets, die gestern empfangen wurden, um morgen in den öffentlichen Schatz getragen zu werden. Die will ich haben.“

Der Schrecken der jungen Dame wuchs nach diesen Worten, die das Vorhaben des Fremden sogleich in das klarste Licht setzten; dennoch aber kam ihr die Sprache wieder, sie hörte ja eine menschliche Stimme, sie stand nicht mehr dem Unbekannten, dem Räthselhaften gegenüber. Es war ein Dieb, kein Phantom, kein Spuk. Die erste Bewegung, der sie sich wieder überlassen konnte, war natürlich die, aus dem Zimmer zu entfliehen. Allein der Fremde vertrat ihr den Weg, und der matte Schein der Lampe ließ sie bei einer Wendung die Mündung einer Pistole gewahren. Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück und sank von neuem erstarrt in ihren Sessel.

„Den Schlüssel zum Schreibtische her!“ sprach der Fremde fest und dringend, indem er die Hand ausstreckte, auf jenes Möbel deutete.

Sie verneinte mit dem Kopfe. Er suchte überall umher, in den Krystall- und Bronze-Gefäßen, die auf dem Kamin, auf den Tischen umherstanden, ohne auf die kleinen Gegenstände von Werth zu achten, die er darin fand, und die er alle verächtlich auf den Boden warf. Hier stellte er sich wieder vor die Dame hin und sagte mit bestimmtem Ausdruck, den Blick auf einen bunten Foulard geheftet, den sie als Schürze trug:

„Der Schlüssel befindet sich in der Tasche Eurer Schürze.“

Sie kreuzte entsetzt beide kleine Hände über das Täschchen.

„Gebt mir den Schlüssel freiwillig oder ihr zwingt mich Euch zu durchsuchen, sprach der Entsetzte.“

Es zog mit Eiseskälte durch ihre Adern; tiefer Abscheu ergriff sie, und sie zog den Schlüssel hervor und warf ihn auf das Parket. Der Mensch hob ihn auf, öffnete damit den Schreibtisch und ergriff die Brieftasche mit den hunderttausend Franken, indem er sich damit aus dem Staube machen wollte. In diesem Augenblicke jedoch — wer könnte sich solche Fügung erklären! — bleibt er auf der Schwelle stehen, und sein Blick haftet eine Minute lang auf dem verzweiflungsvollen Weibe, das sich, kaum im Stande zu athmen, auf die Knielehnung ihres Sessels stützt. Ihr Kopf neigte sich auf ihre Schulter und die langen Locken ihres braunen Haars umwallten ihr Gesicht, das eine Marmorweisse zeigte. Das kleine Kind hatte beim ersten Erscheinen der verlarvten Gestalt ein wenig geschrien, jetzt aber von der anscheinenden Ruhe des Vorgangs beschwichtigt, war es am Busen seiner Mutter eingeschlafen und sein aufwärts gekehrtes mildes Gesichtchen zeigte sich ruhig und lächelnd.

Eine Minute betrachtete der Fremde diese Gruppe, dann war er fort.

Der Mensch, den wir hier auf so kette, bestimmte Weise sein verbrecherisches Handwerk üben sahen, war der Sohn einer berühmtesten Diebsfamilie. Die Eltern, ein finsternes, verstocktes Gesindel, hatten die sonderbare Laune, ihr Kind zu behalten, statt, wie es solches Volk gewöhnlich zu thun pflegt, es auszuführen und so einem bessern Loos zuzuführen. Richard, wie sie den Sohn des Verbrechens nannten, wuchs auf unter dem Schutze seiner Eltern und ihrer würdigen Gefährten. Er war seit seiner frühesten Kindheit mit gestohlenem Brod ernährt worden, lernte frühzeitig die Sitten der Spitzbuben, und war also seit seiner Geburt eingeweiht in diesen schändlichen Nachdruck der Gesellschaft.

Kein frischer Hauch von außen war in

diesen erstickenden Dunstkreis gedrungen, als er aber später die wirkliche Welt kennen lernte, so war sie ihm wie ein Feind erschienen, den man durch List bezwingen müsse; er hatte sie von keinem andern Gesichtspunkte aus kennen gelernt. Die Außendinge hatten seinen Sinn berührt, allein die Seele des Ganzen konnte er nicht erfassen. Er hatte die Welt geschaut, aber nicht verstanden.

Seine Eltern waren sorgfältig bemüht gewesen ihn für sein Handwerk zu erziehen und man mußte gestehen, daß seine Eltern gewandte Leute waren; denn seit zwanzig Jahren lebten sie schon von Diebstahl und Raub und hatten noch keine einzige Verurtheilung erfahren. Als Richard noch ein ganz kleiner Junge war, mußte er, schön wie ein Engel, die Rolle des Amors bei der Procession des Fastnachtsohnen spielen, der jedesmal die große Treppe der Tuilerien hinaufsteigt, um das Geschenk aus den Händen des Königs zu erhalten. Als er größer geworden, gab man ihn bei einem Kaminfeiger in die Lehre, weil dies die einzige Handtierung ist, die in die Gemächer der Reichen und Vornehmen dringen darf. Als diese Lehrzeit vorüber war, wurde Richard zu einem Maler gegeben, der die Schilder der Kaufleute malt, der in das Innere der Magazine geführt wird, und dort sein Atelier aufschlägt, um alle Gegenstände des Verkaufes mit sprechender Lehnlichkeit wiedergeben zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die nächtliche Inspektion.

Eine wahre Geschichte aus dem Militärischen.

Der Major von D. . . hatte zum Lohne für seine langen und treuen Dienste den bequemen und lukrativen Posten des Commandanten eines besetzten Schlosses an der Rheingrenze erhalten. Er hatte gute und brave Offiziere, welche den Commandanten aller Geschäfte, wobei nicht seine eigenhändige Unterschrift erforderlich war, mit der größten Bereitwilligkeit überhoben, — genug, Herr von D. konnte im wahren Sinne des Wortes auf seinen Vorbeeren ruhen. Allein ein beständig ungestörtes ruhiges Glück macht doch zuletzt nur Ueberdruß und lange Weile. So ging es auch dem alten Major, die Rolle eines Ehren-Commandanten fing an, ihn entsetzlich zu langweilen, und er beschloß, auch einmal als wirklicher Commandant aufzutreten, und sich mit seinen eigenen Augen zu überzeugen, ob Alles in Ordnung sei. — Es war ein kalter stürmischer Dezemberabend. Der Commandant entließ die Offiziere, welche bei ihm gespeist hatten, früher als gewöhnlich, und erklärte, er werde sich schlafen legen, sobald er den Abendrapport gelesen. Noch eine Weile sann er über seinen Plan nach und fastete endlich den Entschluß, sich um halb ein Uhr in der Nacht wecken zu lassen, und dann ganz im Stillen die Kunde zu machen. Um der Verbreitung seines Vorhabens vorzubeugen, sagte er zu seinem Bedienten, er habe sehr wichtige Papiere zu studiren, wozu er einen Theil der Nacht anwenden müsse. — Nach einigen Stunden der Ruhe wurde der Commandant zur bestimmten Zeit geweckt. Der alte Kriegsheld zog zum Schutz gegen den kalten Nordwind seinen dickwattirten Schlafrock über die Uniform, drückte seinen Federhut tief in die Augen, forderte von dem verwunderten Bedienten den Schlüssel seiner Wohnung, und befahl ihm, unter keinem Vorwande das Zimmer zu verlassen. — Während der Bediente sich über das völlig beispiellose Verschwinden des Commandanten den Kopf zerbrach, und ein galantes Abenteuer dahinter witterte, umging der alte Krieger leise die in einem Winkel des spärlich beleuchteten Hofes befindliche Hauptwache und verschwand in einem alten Thurme, dessen Wendeltreppe auf einen Wall führte. Durch eine Rabenfensteröffnung gelangte er endlich auf eine Plattform, wo er zuweilen einen Nachmittags-spaziergang zu machen pflegte. Zu die-

ser Zeit gehörte indessen ein Spaziergang auf der Plattform nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Commandantenlebens, denn der Thermometer würde wenigstens zehn Grade unter Null gezeigt haben, u. ein starker Nordostwind, welcher einen feinen Schnee mit sich führte, war so schneidend, daß er in einer Viertelstunde den wärmsten Mantel einer Schildwache durchdrungen haben würde. — Sich fest in den Schlafrock hüllend, näherte sich der Commandant leise dem ersten Schilderhause, um eine unachtsame, vielleicht gar schlafende Schildwache zu überraschen. Wer vermag sein Erstaunen, vielleicht gar seine Freude zu schildern, als er den auf dem Posten stehenden Soldaten in einem Winkel des Schilderhauses angelehnt und fest schlafend fand! — „Aha! das wußte ich wohl,“ sagte der Commandant, innerlich frohlockend; — so wird auf den Dienst geachtet! — Er war schon im Begriff seinem Zorn in Schmähreden Luft zu machen, allein er hielt an sich; er bedachte, daß er durch den Lärm die übrigen aufwecken, und daher den Zweck seiner Expedition verfehlen würde. Er merkte sich daher genau den Schlafers, und setzte seine Wanderung auf dem Walle mit noch größerer Vorsicht fort. Die zweite Schildwache schlief nicht; sie ging ganz ordnungsmäßig in den Grenzen auf und ab, und suchte sich durch die Bewegung etwas zu erwärmen. — „Wer da?“ rief der Soldat, als im Finstern ein kegelförmiger Gegenstand mit einem Federhute sich näherte. — Commandant — der da schläft wenigstens nicht. — „Wer da?“ Parole! wiederholte der Soldat das Bajonet fallend — „Kerl, ich lasse Dich fuseliren!“ rief der Commandant; ich sage dir noch einmal, ich bin der Schloss-Commandant. — Halt! die Parole! — Keinen Schritt weiter! ich werde dann schon sehen was ich zu thun habe. — Die Parole? Wozu brauche ich die Parole? Ich bin ja der Commandant. Ich habe die Parole vergessen; ich weiß noch; sie fing mit einem B an; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich die übrigen Wachtstaben noch weiß! — Zurück oder ich feute! rief der Soldat, den Hahn spannend. — Der Commandant, durch diesen Empfang etwas außer Fassung gebracht, erklärte, er wolle sich zurückziehen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich wieder zum ersten Schilderhause zu wenden. Hier aber gestalteten sich die Sachen ganz anders. Der Wortwechsel mit der zweiten Schildwache hatte den Schlafers aufgeweckt. Er stand zwischen seinem Schilderhause und der Brustwehr; und als er die sonderbare Gestalt erblickte, welche sein Cameraden nicht hatte durchlassen wollen, donnerte ihm ein neues „Werda!“ entgegen. Ein dem vorigen gleicher Dialog folgte, mit der Weisung, nicht vom Fleck zu gehen bis zur Ablösung der Schildwachen. — Der Commandant befand sich nun in einer höchst precären Lage; er stand zwischen zwei Schildwachen, welche Feuer auf ihn zu geben drohten, sobald er sich nach der einen oder andern Seite wenden würde. Seine wiederholten Versicherungen, daß er der Commandant sei, und daß er die beiden Soldaten fuseliren lassen wolle, blieben völlig unbeachtet. Eine Viertelstunde, die er in Wind und Wetter, vor Kälte schlotternd, auf der luftigen Wache zubringen mußte schien ihm ein Vierteljahrhundert. Er war kaum noch im Stande sich aufrecht zu erhalten, als der Unteroffizier kam, um die Schildwache abzulösen. Die räthselhafte Erscheinung mit dem Federhute wurde festgenommen und auf die Wache geführt, wo sie endlich für den leibhaftigen Commandanten erkannt wurde. Herr v. D. war kaum im Stande, in seine Wohnung zurückzugehen, und das einzige Ergebnis seiner nächtlichen Inspektion war — ein Schnupfenfieber, welches ihn vier Wochen an's Bett fesselte.

Skavenhandel mit Weissen.

Der merkwürdigste Verkehr der berühmten Stadt Trapezunt am schwarzen

Meere in Klein-Asien ist der weiße Skavenhandel. Die Kriegsgefangenen der barbarischen Völkerschaften am Kaukasus, und bisweilen Kinder, welche von ihren Eltern verkauft worden sind, werden von Anapa aus, oder entlang der Küste von Trapezunt auf den Markt gefandt. Man nennt sie da Georgier. Er mit weissen Sklaven getriebene Verkehr unterscheidet sich aber von dem Negerhandel wesentlich dadurch, daß die meisten Sklaven mit ihrem Loos zufrieden sind. Bekanntlich können sich nur die reichen Türken Sklaven verschaffen; diese werden dann aber eher wie Kinder vom Hause, als wie Diener behandelt: indem man die gemeinen Arbeiten den Tagelöhnern überläßt, und jene, wohlgekleidet, und mit schönen Waffen versehen, bloß ihren Herrn zu begleiten, und ihm die Dienste zu leisten haben, welche ein Sohn für den Vater zu verrichten pflegt. Das Loos der jungen Mädchen wird jedoch mehr oder minder glänzend, nachdem sie schön oder verständig sind.

„Auf der Reise durch das Binnenland von Asien,“ erzählt Fontanier, „schlossen sich einige Türken von Achal unserer Karavane an. Sie hatten vier Sklaven bei sich, zwei Mädchen und zwei Knaben, die sie an den Meistbietenden verkaufen wollten. Die Mädchen sagten zu mir, sie wären aus einem Dorfe der Landschaft Guriel gebürtig, des Nachts daraus entwendet worden, und befänden sich seit frühesten Jugend in dem Hause ihres Eigenthümers, den sie als ihren Vater betrachteten. Sie waren gar nicht betrübt über ihr Schicksal und es machte ihnen keine Sorge, an wen sie etwa verkauft werden würden. Das eine Mädchen war sehr schön, und ließ sich gleich einer Fürstin von den Führern aufwarten, wie wenn sie ihre Diener wären. Die andere war nicht so aufgeräumt; ihre Citelkeit war verwundet, weil man sie nur auf vier Beutel schätzte, während für ihre Gefährtin vierundzwanzig verlangt wurden. Die Knaben waren zwölf bis fünfzehn Jahr alt, und man wollte für jeden zwölf Beutel haben (ein Beutel beträgt etwa 44 Thaler). Die Eigenthümer wurden nicht müde, die Schönheit und die guten Anlagen ihrer Sklaven anzupreisen. „Ich sehe,“ sagte der älteste der Türken, „diese Mädchen für meine Töchter an. Wir hatten uns einst bei Nacht in ihr Dorf geschlichen; ich tödtete mit dieser meiner Hand ihre Eltern, und steckte das Haus in Brand. Allah weiß, mit welcher Barmherzigkeit ich die Kinder auferzogen habe. Nun der Himmel sei Dank — sie sind Moslim geworden, und ich kann verfluchen, gegen ihre Tugend ist nichts einzuwenden. Wie könnte ich auch sonst wagen, sie irgend einem großen Herrn anzubieten, welcher allein im Stande ist, sie nach Gebühr zu bezahlen?“ — Er trug in der That auch die größte Sorgfalt für die Mädchen, gab viel für ihren Schmuck aus, und wenn sie böse wurden, und ihm sogar die ärgsten Grobheiten ins Gesicht sagten, wagte er kaum ein Wort zu erwidern.

Es begab sich nun, daß ein persischer Kaufmann zu uns ins Zelt trat, welcher gern zeigen wollte, daß er reich sei. Er äußerte, die schönste der Sklavinnen kaufen, und wenn sie ihm nicht anstehe, sie wieder in Konstantinopel an den Mann bringen zu wollen. Der Türke bestimmte einen Tag zum Verkauf, und man erlaubte mir gegenwärtig zu sein. Zur bestimmten Zeit begann die Unterhandlung. Ich weiß nicht, wer wüthender darob war, ob Herr, oder Skavin — als der Käufer für die letztere nur vier Beutel zu bieten wagte; aber Beide warfen sich über denselben, prügelten ihn durch, und verbaten sich in Zukunft solche Anträge. Die Dame erklärte, sie würde sich nie an einen Mann verkaufen lassen, der ihre Reize so schlecht zu schätzen verstehe, und wenn er auch den doppelten Preis bieten sollte.

Später erfuhr ich, daß die Sklaven alle zusammen an einen reichen Herrn in